Das grammatische Geschlecht

vom allgemein-vergleichend-sprachwissenschaftlichen Standpuncte aus dargestellt.

Keine Erscheinung auf dem weiten Gebiete der Sprachen ist wegen ihrer außerordentlich wechselvollen und bis zum Hauche flüssigen Natur mehr geeignet, den Scharfsinn der Sprachforscher zu ihrer Ergründung und Erklärung herauszufordern als die des sogenannten grammatischen Geschlechts. In ihm belauschen wir das Sprachleben in seinen dunkelsten und geheimsten Regungen und fühlen die Pulsschläge nach, die es in dieser Hinsicht während seines ganzen geschichtlichen Laufes durchzuckt haben.

Ein kindliches Sinnen und Träumen, ein jünglingsvolles Neigen und Streben, ein männliches Ringen und Kämpfen, Siege und Niederlagen und endlich das Drohen eines gänzlichen Untergangs: so erscheinen die Hauptzüge, die diesen merkwürdigen Proceß bestimmen und durchströmen.

Von einer solchen Art der Betrachtung kann freilich erst in unseren Zeiten die Rede sein, in denen eine gründlichere grammatische Erkenntniß auch der entlegneren Sprachen der Erde immer zugänglicher wird und die wissenschaftliche Vergleichung derselben nach ihren verschiedenen Gruppen immer neue Erwerbnisse zu Tage fördert, so daß auch eine noch allgemeinere Vergleichung einzelner durchgehender Spracherscheinungen möglich wird.

In solchem Sinne genommen ist freilich das grammatische Geschlecht, diese bewundernswerthste derselben, und namentlich in besonderen Schriften, noch wenig beleuchtet und dargestellt worden. Die meisten Grammatiken der verschiedenen Sprachen, in denen es vorkommt, begnügen sich, den Thatbestand darüber unter gewissen Regeln festzustellen und nur wenige lassen sich tiefer in die Betrachtung seines Wesens ein.

Unter diesen ist vor allen Jakob Grimm's deutsche Grammatik zu nennen. Denn so wie sie als die an einem einzelnen großen Sprachkörper zur Darstellung gekommene Grammatik der menschlichen Sprache überhaupt erscheint: so ist auch seine im 3ten Theile von Seite 311 — 563 (ich citire nach der 1sten Auflage) darin enthaltene Lehre vom Genus der deutschen Sprache eine Lehre vom sprachlichen Genus überhaupt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von ihm angeregt schrieb Bindseil eine sehr gelehrte Abhandlung über diesen Gegenstand [1]), in der man S. 501 ff. auch die weitere Litteratur darüber findet, die aber, wie ihr Titel besagt, sich mehr auf die formelle Bezeichungsweise desselben erstreckt.

Sonst ist es entweder implicite in allgemeinen Grammatiken berührt, unter denen vor allen Wilhelm v. Humboldt's berühmte Einleitung zu seinem Werke über die Kawisprache hervorragt, oder in Gelegenheitsschriften verhandelt, unter denen die neueste mir bekannt gewordene die von Hermes ist.[2])

In keiner dieser Schriften finde ich indeß das, was ich suche und wünsche, nämlich eine Zusammenstellung aller unter dieser Gesammterscheinung begriffenen einzelnen Erscheinungen nach ihrem Entstehen und dem Verlaufe ihrer Wirksamkeit so wie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu einander in den verschiedenen Sprachen.

Nur so glaube ich nämlich, daß die Unbestimmtheiten, die auch nach der gewaltigen Arbeit von Grimm doch noch über so manche Puncte dieses Gegenstandes zurückgeblieben sind, sich klarer und fester herausstellen und manche Resultate anders lauten würden, als sie jetzt seinen Vordersätzen gemäß lauten.

Die Lösung dieser Aufgabe erfordert aber eine so umfassende und tiefgreifende Sprachkenntniß, wie sie nur solchen eigen sein kann, die die vergleichende Sprachwissenschaft zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben; sie erfordert ein ungemein umfassendes litterarisches Material, wie es nur an den höheren Sitzen der Gelehrsamkeit gefunden zu werden pflegt und eben so auch einen unbeschränkten Raum für die Darstellung.

Wenn ich mich aber, dem diese Bedingungen sämmtlich abgehen, demungeachtet versucht fühle, für eine solche Lösung öffentlich aufzutreten, so kann es nur den Sinn haben, daß ich dazu anregen und auffordern will, und daß ich schon genug zu thun glaube, wenn ich die allgemeinen Ideen ausspreche, auf denen sie ruhen, die Linien verzeichne, auf denen sie sich bewegen muß: mit einem Worte wenn ich die Methode angebe, von deren Befolgung, meiner Meinung nach, sich ein glückliches Resultat erwarten läßt. Und so wird der Charakter dieser Schrift nur mehr ein andeutender als ein ausführender sein müssen.

Ich würde mich daher hinlänglich für diesen Versuch belohnt fühlen, wenn Sprachforscher, wie ich sie vorher näher bezeichnete, etwa Prof. Pott in Halle, dessen jüngstes Werk [3]) ich leider nicht benutzen konnte, oder Prof. Höfer in Greifswald oder so manche andere meine Ideen für richtig erkennen und zu weiterer Ausführung benutzen wollten.

---

[1]) Dr. Heinr. Ernst Bindseil, über die verschiedenen Bezeichungsweisen des Genus in den Sprachen, in dessen Abhandlungen zur vergleichenden Sprachlehre. Hamburg 1838. Nro. II.

[2]) Fr. Hermes, über das grammatische Genus, Osterprogramm der Königl. Realschule zu Berlin vom Jahre 1851.

[3]) A. F. Pott, die Ungleichheit menschlicher Raçen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpuncte. (Lemgo 1856).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das grammatische Geschlecht hat den sprachlichen Ausdruck des sogenannten natürlichen zu seiner nothwendigen Voraussetzung. Es kann daher von jenem gründlicher Weise nicht gehandelt werden, ohne auch dieses, und zwar in seinem ganzen Umfange, mit in die Betrachtung zu ziehen.

Ueberschaut man aber die Sprachen der Erde in Hinsicht auf den Ausdruck des Geschlechtlichen überhaupt, so findet sich, daß keine, auch die ärmste und roheste eines solchen ganz entbehrt. Aber etwa wie bei der Krystallbildung, wie man sie unter dem Hydro-Oxygen-Mikroskope zu sehen bekommt, sich zuerst vereinzelte Strahlen zeigen, die sich dann vermanigfaltigen, verdichten, zusammenschießen und endlich die Blüte des Steins (wie man sie genannt hat): die vollkommne Krystallisation bilden: so findet man auch in den verschiedenen Sprachen nach den ersten einfachsten und sinnlichsten Ausdrücken dafür eine extensiv und ebensowol intensiv zum Geistigen sich erhebende Steigerung derselben, bis sich in einigen der vollkommenste und freieste Organismus dazu erzeugt, der dann das ganze Geslecht der betreffenden Sprache bis in seine innersten Fäden durchzieht.

Dieser einfachste, sinnlich-gebundenste Ausdruck, gleichsam der erste Strich dazu, liegt in den aus verschiedenem Wurzelstoff gebildeten Wörtern für Mann und Frau, der, so weit ich schaue, in allen Sprachen vorkommt, auch in den amerikanischen, die sonst gar kein weiteres sprachliches Geschlecht, sondern nur einen Unterschied von belebten und unbelebten Wesen kennen.

Der sexuale Unterschied der beiderseitigen Wesen lag hier so nah, und war so eindringlich, daß der Eindruck wie einer von zwei ganz verschiedenen Gegenständen empfangen wurde, und also auch die Bildung von zwei verschiedenen Wörtern zur natürlichen Folge hatte.

Ganz parallel mit dieser wurzelhaft verschiedenen Wortbildung für Mann und Frau lag aber der für Er und Sie in der Sphäre des persönlichen Pronomens aus verschiedenem Pronominal-Wurzelstoff. Abgesehen davon aber, daß eine solche, weil abstracter, auch formell weniger auszeichnend oder voll sein kann, geht sie auch schon nicht durch alle Sprachen.

Während nun aber einige, freilich die kümmerlichsten, bei diesem ersten und einfachsten Anfange stehen blieben, setzten andre lebensvollere den Gebrauch dieses Mittels auch zur Bezeichnung andrer persönlichen Verhältnisse innerhalb der Familie fort, und so entstanden Wörter wie Vater — Mutter, Bruder — Schwester, Sohn — Tochter ꝛc; ja man wandte es auch zur geschlechtlichen Bezeichnung der Thiere an, bei denen der sexuale Unterschied augenfällig war, und so entstanden Wörter wie Ochs — Kuh, taurus — vacca, Hengst — Stute u. d. gl. Und so verdichteten sich also jene ersten Striche des Geschlechtsausdrucks und wiederholten sich bis zu einer gewissen Gränze bei einigen Sprachen sehr vielfältig.

War aber einmal zur Wortschöpfung der sexuale Unterschied von Personen und größeren Thieren der entscheidende Factor geworden, so lag es ganz nahe, daß man das geschlechtliche Moment auch zur Benennung solcher Personen und Thiere festhielt, die noch nicht entschieden den des Männ-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen oder Weiblichen hervortreten ließen, und so bildete man nach der Analogie jener neue Wörter aus besonderem Wurzelstoff, die eben jenes unentschieden geschlechtliche Moment zu ihrem Wesen und ihrer inneren Seele haben, und es entstand mit Wörtern wie Kalb neben Ochs und Kuh, oder Kind neben Mann und Frau das sogenannte sächliche Geschlecht oder besser Genus neutrum, als des Unentschiedenen, das γένος οὐδέτερον oder das onzidige, sich auf keine Seite neigende, wie es die niederländischen Grammatiker bezeichnen. Ich möchte daher die Entstehung des Neutrums nicht wie Grimm an den Begriff von fetus und proles knüpfen, obgleich dies für den Augenblick wahrscheinlich erscheint, und obgleich er diese Annahme [4]) aus den germanischen und slavischen Sprachen weiter zu belegen sucht.

Für meine Meinung spricht der Gebrauch dieses Geschlechts nicht nur für viele selbst größere Thiere, wie wenn wir im Deutschen das Schaf, das Pferd, das Roß, das Schwein, das Kameel sagen, sondern auch für wirkliche Personen wie im Deutschen das Weib, das Gemal (für Gemalin), oder im Griechischen und Lateinischen τὸ μειράκιον, τὸ βρέφος, τὸ τέκνον, mancipium u. s. w.: alles nicht, weil sich hier der Begriff des Sachlichen oder des Jungen unterlegte, sondern weil bei der Bildung dieser Begriffe und ihrer entsprechenden Wörter das Moment des Männlichen und Weiblichen, das einmal im sprachschaffenden Bewußtsein lag, sich nicht entschieden geltend machte.

Allerdings ist dies eine feinere Unterscheidung, gleichsam eine Ausweichung der Sprache nach dieser Seite hin. Aber deshalb kommt der Gebrauch dieses Geschlechts auch nur in den Sprachen der geistvollsten, mit ebensoviel Intelligenz als Fantasie begabten Völkern vor. Denn gerade darin zeigt sich der höhere Geist einer Sprache, daß er sich nicht von einer sinnlichen Bedingtheit, wie das männliche und weibliche Geschlecht in der Wirklichkeit ist, absolut abhängig macht oder einer logischen Kategorie absolut folgt, wie dies z. B. die persische Sprache [5]) und die malabarische [6]) thun, die alle männliche Wesen generis mascul., alle weiblichen generis feminini sein lassen, alle übrigen Wörter aber als Sachen ins Neutrum verweisen, oder wie die amerikanischen Sprachen z. B. die Delaware-Sprache [7]), die es nur zu dem, dem natürlichen Geschlechte gegenüber, trägen Unterschiede des Belebten und Unbelebten bringen.

Ganz parallel mit diesem Eintreten des Neutrums im Bereiche des natürlichen Geschlechts ist aber auch das des sogenannten genus epicoenum und des genus commune. Offenbar ist, was das erstere betrifft, der Vorgang der, daß der Eindruck, den ein gewisses Thier machte, entschieden der des Männlichen oder des Weiblichen war, so daß, als man später das natürliche Geschlecht feiner unterschied, das sprachlich einmal gewählte das gegenseitige zugleich mittrug und implicite in

---

[4]) Deutsche Grammatik III. 350.

[5]) Wilken, institutiones ad fundam. linguae persicae. S. 9.

[6]) Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde ꝛc. Berlin 1806 ff. 1r. Band. S. 211.

[7]) Dav. Zeisberger, grammar of the language of the Lenni Lenape or Delaware Indians, translated by Du Ponceau, Philadelphia 1827.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich zog, und man also z. B. ebensowol ὁ λύκος von dem männlichen als von dem weiblichen Wolfe oder ἡ οἶς ebensowol vom weiblichen als vom männlichen Schafe sagte.

Was aber das letztere betrifft, so ist eben so offenbar eigentlich nur das Masculinum das ursprüngliche Geschlecht, neben welchem das Femininum, anfänglich darin versenkt, später nur als dessen schwächerer Doppelgänger mit auftrat, so daß man z. B. im Griechischen ὁ und ἡ ἄνθρωπος, ὁ und ἡ βοῦς, ὁ und ἡ ἡγεμών eben so sagte wie adjectivisch ὁ und ἡ ἅπαις, ὁ und ἡ φυγάς, ὁ und ἡ μύωψ u. d. gl.

Denken wir uns nun, wie auch das Pronomen in seiner engeren Sphäre in dieser und jener Sprache einen fortgesetzten Gebrauch von seinem ersten Mittel, Er und Sie durch verschiedenen Wurzelstoff zu bezeichnen, gemacht hat, wie dies etwa im Japanischen und in einigen amerikanischen Sprachen der Fall ist, bei denen, wie in der Mora-Sprache, Er in der Männersprache ema, in der Weibersprache egni lautet: [8]) was wir aber, um Raum für die Hauptfrage zu behalten, hier nicht weiter verfolgen; um so weniger, als gerade hierüber, so wie über das Genus beim Verbo, Numerale ꝛc. Bindseil [9]) näher gehandelt hat: denken wir uns, sag' ich, dies zugleich mit, so läßt sich schon von hieraus erkennen, wie verschiedenartig und manigfaltig die Anwendung des ursprünglichen Mittels, das natürliche Geschlecht durch Wörter von verschiedenem Wurzelstoff auszudrücken, geworden ist, und wie diese Unterscheidung den Sprachvorrath vielfachst bereichert hat.

So weit nun aber auch in reicheren und vollkommneren Sprachen diese Anwendung gehen, und ein Vorzug für sie gegeben sein mag, viele solche Wörter zu besitzen, so stehen sie doch in diesem Ausdrucke der geschlechtlichen Verschiedenheit noch in der unmittelbaren Abhängigkeit von dem sinnlichen Eindrucke und beharren auf demselben Principe, aus dem der erste einfachste Ausdruck hervorging. Denn jedes in der Wirklichkeit als sexual verschieden erkannte Wesen verlangt auch ein besonderes Wort, und das genus epicoenum, commune und neutrum ist eben nur als Verdichtung, Vervielfältigung, Weiterleitung desselben Princips, als Verdoppelung und Vervielfältigung der ersten Striche für den gedachten Ausdruck anzusehen. Aber gerade je tüchtiger eine Sprache ihrer Anlage nach ist, und je weiter und feiner sie daher auch in der Beobachtung des natürlichen Geschlechts der Personen und Thiere geht, je mehr muß sie sich selbst in der Anwendung dieses Mittels beschränken, weil sie sonst einerseits ihr Material unnöthiger Weise anhäuft, andrerseits sich in kein freieres Verhältniß zu dem Factor setzt, den sie ausdrücken will. Mit einem Worte, sie muß von selbst dahin kommen, statt jenes sinnlicheren Mittels eins von geistigerer Bedeutung zu schaffen und zu gebrauchen, und dies thut sie, indem sie organische Formen dazu erzeugt. Dieselbe Forderung tritt aber auch an sie heran zum Ausdruck andrer Beziehungen als des Genus, nämlich der Wortbildung, der Flexion, der Comparation, des Nu-

---

8) Mithridates III. v. S. 565.

9) Am angef. Orte S. 504. ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merus u. s. w. Sollten nun für alle die in diesen Beziehungen liegenden möglichen und vorkommenden Fälle besondere Formen gebildet werden, so würde sie wiederum nach dieser Seite eine unbequeme Breite und Ausführlichkeit annehmen und ihren Gebrauch erschweren. Alles kommt daher darauf an, daß sowol der Schöpfung neuer Wörter aus besonderem Wurzelstoff eine Gränze gesetzt wird, als auch daß in den organischen Formen zur Wortbildung, zum Ausdruck des Genus, der Flexion ꝛc. diejenige Linie eingehalten und eine Sparsamkeit eingeführt werde, durch die sich eine Sprache allein in den Stand setzt, den sich ins Unendliche vermehrenden Welt- und Gedankeninhalt und die in demselben immer tiefer und manigfaltiger erkannten Beziehungen in immer freierer und geistigerer Weise auszudrücken, und also mit den verhältnißmäßig sparsamsten Mitteln den umfassendsten und in das Tiefste eingehenden Gebrauch zu machen. Diese Forderungen zu erfüllen, ist aber nur die Sache der vollkommensten, edelsten und geistigsten Sprachen, in denen denn auch fast allein der weltgeschichtliche Fortgang des Menschengeschlechts zu seiner geistigen Bestimmung sich bewegt.

Dieser Satz von der Nothwendigkeit der Beschränkung der sinnlichen Sprachmittel und von der der Einführung einer genaueren Oekonomie ist so klar, daß er keines weiteren Beweises bedarf. Dennoch will ich ihn, weil er erst das rechte Licht auf die nächsten Schritte der Sprache zum Ausdruck des natürlichen Geschlechts wirft, durch einige Exemplificationen anschaulicher machen, und an einigen Sprachen zeigen, wie eine oder die andere sinnliche Vollkommenheit, wenn sie ohne Beschränkung sich ausbildet, ihnen die Möglichkeit raubt, zu jener Oekonomie in dem Gebrauche der Sprachmittel, und mit ihr zu jener Harmonie zwischen Fülle und Sparsamkeit und zu jener geistigen Natur zu gelangen, die sie allein fähig macht, eine höhere geistige Entwickelung zu tragen.

1) Es ist ohne Zweifel ein sinnlicher Vorzug einer Sprache, wenn ihre Wurzeln und Stämme onomatopoietisch sind, wodurch sie sich Kraft, Frische und Naturwahrheit erhalten und zu dichterischem Gebrauche fähig machen kann. Wenn aber eine Sprache wie die der Mandschu dieses Element so pflegt und ausbildet, daß sie nicht nur den feinsten Schattirungen des Schalles Wörter gibt, und es zum allein bestimmenden Wortschöpfungsprincip macht, sondern auch diese Onomatopoien in ihrer eigentlichen Bedeutung und Form beibehält, dann verschließt sie sich selbst die Wege, um zu geistigerem Inhalte und zu geistiger Form zu gelangen, und verurtheilt sich selbst dazu, auf dem Stande ursprünglich wurzelhafter Roheit zu verharren: — welche Roheit sie hauptsächlich auch durch die Verdoppelung dieses Wurzelstoffs kund gibt, durch die sie sich noch mehr darin verhärtet. So bedeutet z. B. bei ihr tschang-tschang der Klang der Glocken, tang-tang oder tang-ting der Klang des angeschlagenen Eisens, tap-tip das Tröpfeln des Wassers, pes-pas das Rauschen des seidenen Kleides, kiki-kaka das Gelächter, tuk-tuk das Herzklopfen, siran-siran unaufhörlich, tahin-tahin mehrmals, mutan-mutan zuweilen und hundert andre.[10])

Aehnliches findet sich auch in den Sprachen der östlichen Inseln, z. B. mala-mala sehr

[10]) Mithridates I. 514 vgl. mit IV. 198 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bitter, tea-tea sehr weiß, hurry-hurry sehr schnell, oder indem der Plural durch solche Verdoppelungen ausgedrückt wird wie im Malayischen oran-oran Menschen und öfter. [11])

Auch im Deutschen, noch viel mehr aber im Griechischen, trifft man auf eine bedeutende Anzahl von sogenannten Schallnachahmungen*), die das verschiedene Geschrei der Thiere ausdrücken, wie krähen, quiken, meckern, brüllen, wiehern, grunzen oder im Griechischen γρύζειν, μηκάομαι, τρίζω, κοΐζω, κνυζάω u. d. gl., die für Weiterleitung von Begriffen meistens unfruchtbar in der Sprache dastehen.

*) Anmerk. Uebrigens verwahre ich mich, beiläufig gesagt, hier gegen die Annahme der Onomatopoie als einer Schallnachahmung, insofern man dabei eine Absicht oder ein Bewußtsein versteht. Vielmehr ist sie der unwillkürliche analoge Lautausdruck der vorzugsweise durch den Schall gegebenen Eindrücke, ähnlich wie die Klangfigur ist, und sie hat entweder die Qualität eines ganzen Satzes wie οἴμοι Wehe mir! oder ist sogleich unter eine gewisse Wortkategorie gefaßt wie βοάω, schreien.

2) Ein andres eben so merkwürdiges Uebermaß von (einseitigem) Reichthum stellt die der vorigen örtlich zunächst liegende chinesische Sprache dar. Sie ist bekanntlich ganz nackt, d. h. sie besitzt gar keine organischen Mittel weder zur Flexion ꝛc. noch zur Wortbildung, und die Wörter haben keine den Redetheil bezeichnende Endung; Silbe für Silbe macht ein Wort aus. Zwar besitzt sie eine ziemlich große Manigfaltigkeit in diesen ihren einfachen Naturlauten; aber zur Aussprache derselben sind auch Organe nöthig, die andre Völker gar nicht benutzen. Dabei ist sie aber andrerseits so arm, daß sie nur etwa 2000 Ursilben für sämmtliche Begriffe hat. Trotz dieser Armuth an Wörtern und dieses gänzlichen Mangels an Formen, ist sie doch eine der reichsten und zwar durch den Wortaccent, der in seinen gröberen ein fünffacher, in seinen feineren Schattirungen mindestens ein zwölffacher ist, durch welchen oft die heterogensten Begriffe allein unterschieden werden. So bedeutet schu, je nachdem es accentuirt wird, Buch, Baum, große Hitze, erzählen, Morgenröthe, regnen, Mildthätigkeit, eine Wette verlieren und wer weiß was noch. Tschun bedeutet Herr, Schwein, Küche, Säule, freigebig, zubereiten, alte Frau, spalten, geneigt, wenig, befeuchten, Sclave u. s. w. [12])

Dieser bis ins Feinste gehende sinnliche Reichthum des Accents ist freilich wol durch die sonstige Armuth und etymologische, grammatische und syntaktische gänzliche Nacktheit der Sprache hervorgerufen worden; allein er vermag nicht, sie vor der Unmöglichkeit einer geistigen Fortbildung zu schützen, der sie bei einer solchen Einrichtung nothwendig unterliegen muß. Auch fehlt bei einer solchen Einrichtung oft Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks, und selbst die einheimischen Gelehrten können sich ihrer Sprache nie ganz bemächtigen; den Fremden bleibt sie wie ihr Land mit einer Mauer umschlossen.

3) Einen auffallenden Gegensatz gegen diesen gänzlichen Mangel von organischen Wortbildungs- und Flexions-Mitteln ꝛc. der chinesischen Sprache bildet die an einem entgegengesetzten Winkel der Erde einsam emporgesproßte grönländische Sprache. Sie, die uns durch Hans Egedens und seines

[11]) Mithridates I. 630 vgl. mit I. 101, III. 287 und 527.

[12]) Vgl. Mithridates I. 40 — 46 und Gutzlaff, Vorlesung über chinesische Sprache und Litteratur, gehalten zu Stettin im Juni 1850.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sohnes unermüdlichen Eifer zu näherer Erkenntniß gekommen ist, besitzt nämlich einen so außerordentlichen Reichthum an organischen Formen, daß sie unbedingt als die formreichste aller Sprachen der Erde angesehen werden muß.

So hat sie, um nur einiges beispielsweise anzuführen, eine Menge Formen, um die verschiedenen Modificationen der von Verbis abgeleiteten Substantiva als da sind: Ort, Instrument, Aehnlichkeit, Genossen der Handlung ꝛc. zu bezeichnen; so besitzt sie eine Masse von Pronominibus, namentlich demonstrativen, um die verschiedenen örtlichen Verhältnisse der Gegenstände auszudrücken, ob sie näher oder entfernter, unten, oben, nördlich oder südlich ꝛc. sich befinden. Eben so ist ihr Conjugationssystem außerordentlich mannigfaltig und sie besitzt nicht nur Modi, die bei andern Sprachen gar nicht vorkommen (zwei Imperative, Conjunctive, Permissive), sondern auch eine Menge Formen, um bei abgeleiteten Verbis Modificationen des unterliegenden primitiven Verbalbegriffs zu bezeichnen, die dann durch alle Modi und Tempora durchgeführt werden, z. B. um das Pflegen, das Anfangen, das Fortfahren, das Aufhören, das Im-Begriff sein, das Nicht-viel-fehlen, das Nichts-weiter-thun desselben ꝛc.; ferner um adverbiale Bestimmungen für wahrscheinlich, anders, besser, schlecht, treulich, kaum, selten, zum ersten Male ꝛc. und noch vieles ähnliche dabei auszudrücken.

Noch viel erstaunenswerther ist aber die Menge der Formen zum Ausdruck der regierten Personal-Accusative. Da allein im Indicativ in den neun Personen des Sing., Dualis und Pluralis, bezogen auf einen Pronominal-Accusativ der dritten Person, sieben und zwanzig Formen hervorgehen, und zwar für jedes der vier Tempora, und verhältnißmäßig wenigstens fast eben so viele bei dem Bezug auf die zweite und erste Person: so ergibt sich daraus die zahllose Menge von Formen dieser Art blos für den Indicativ. Dies setzt sich aber in allen den zahlreichen Modis so wie in der Frage und in allen den abgeleiteten Verbalformen fort, von denen eben die Rede war, und indem diese Sprache auch für das negative Verbum in allen diesen geschilderten Verhältnissen unterscheidende Veränderungen der unterliegenden Formen anbringt, so steigt dieser Reichthum der Formen wahrhaft ins Unendliche. [13])

Weit entfernt, wünschenswerth zu sein, ist ein solcher organischer Formreichthum, weil er der Oekonomie entbehrt, nur eine schwerfällige Breite des grammatischen Systems der Sprache, die verwandten Verhältnisse aus der logischen und syntaktischen Verbindung der Satzglieder erkennen zu lassen, ein Zeugniß, wie der einsam brütende Sprachgeist seine Kraft unnöthig vergeudet, und sich selbst einen Hemmschuh anlegt, um in den höheren Zug der geistigen Bewegung sich zu mischen und zu erhalten.

Ganz eben so ist natürlich auch der oben schon (S. 5.) erwähnte Reichthum zu beurtheilen, den einige Sprachen in Hinsicht darauf darbieten, ob ein gewisses Wort von Männern oder Weibern ausgesprochen wird, z. B. in der Omagua-Sprache in Südamerika, [14]) oder ob von gegenwär-

---

[13]) Vgl. Mithridates III. c. S. 435 — 47.

[14]) Mithridates III. 565 vgl. mit 604.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tigen oder abwesenden Personen die Rede ist, wie dies in der Moxa-Sprache (in Peru) der Fall ist.[15]) Eben so wenn eine Verschiedenheit der Ausdrücke und grammatischen Formen gebraucht wird, insofern man gegen Vornehmere oder Geringere redet, wie z. B. im Japanischen, wo es vier verschiedene, nach der Würde des Sprechenden anzuwendende Partikeln gibt, um den Pluralis, acht Pronom. person., um die erste, 13 — 14 um die zweite, sechs um die dritte Person auszudrücken.[16]) Oder wie im Mixtekanischen (Amerika), wo ein Unterschied der dritten Person statt findet, je nachdem sie sich auf die verschiedenen Geschlechter, Alter, auf Verstorbene u. d. gl. bezieht[17]) und was dem mehr ist.

Es gibt indeß außer diesen materiellen, spirituellen und formalen Ueberschwenglichkeiten, wie man die drei angeführten bezeichnen kann, auch syntaktische in einigen Sprachen, die nicht minder dem freieren Gebrauche und der geistigen Entwickelung derselben Fesseln anlegen und den darin vorhandenen, zu solcher Einseitigkeit ausgebildeten Vorzug zu ihrem Nachtheil ausschlagen lassen. Wenn aber dort die Einseitigkeit in einem übermäßigen Gebrauche gewisser Sprachmittel und im Mangel an Oekonomie lag, so liegt sie hier in dem Verschlingen, ja beinahe völligen Aufgehen aller Satzglieder entweder in das Prädikat oder in das Subject: mit einem Worte darin, daß durch einen Mangel an Analysis die Satzglieder nicht zu der ihnen gebürenden Freiheit zu gelangen vermögen.

Was den ersteren Fall betrifft, so geben schon die tatarischen Sprachen mit ihrem Mangel an Conjunctionalien, mit ihrem übermäßigen Gebrauche von Gerundien und Infinitiven und den daraus entstehenden wunderbar verschlungenen Perioden oder vielmehr Satzconglomerationen Beispiele hiervon.[18]) Noch viel deutlicher tritt dies aber in vielen amerikanischen Sprachen hervor, wie so eben auch die grönländische Sprache gezeigt hat, in denen alle Kraft nach dem Verbum drängt, welchem alle übrigen Satzglieder dienstbar sind: wogegen dem Nomen gar keine Entwickelung zu Theil wurde. Denn während das Substantivum weder Numerus noch Casus, noch grammat. Genus hat, finden sich am Verbo nicht nur Tempus, Modus, Actio und eine reiche Fülle von Formen für das Reflexivum, Causativum, für den Gebrauch positiver, negativer, relativer, adverbialer ꝛc. Bedeutung; sondern es kann auch jedes Wort ins Verbum verwandelt oder vielmehr hineingezogen werden, so daß eine Verbalform wie: n' shingiwipoma ich esse nicht gern mit ihm, oder die Delawarische: kuligatschis gib mir dein hübsches Pfötchen, nicht Wunder nehmen darf.[19])

Was aber den letzteren Fall betrifft, so sind es die Kaffern-, überhaupt die südafrikanischen Sprachen, welche die eminenten Beispiele davon geben, und die also hierdurch in einem auffallenden Gegensatze gegen die amerikanischen Sprachen stehen. Denn während diese durch gegenseitige

---

15) Mithridates III. 565.
16) Mithridates I. 574.
17) Mithridates III. c. S. 38.
18) Vgl. Wilh. Schott, Versuch über die tatarischen Sprachen, S. 3.
19) Vgl. Hermes a. a. O. S. 23 u 25. Mithridates III. c. S. 51. ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einkörperung der Glieder jeden Satz auch dem Aeußeren nach als ein logisches Wort kundgeben, lassen die südafrikanischen Sprachen das Subject gleichsam als den Häuptling in mehr oder weniger durchscheinender Verlarvung aus jedem Winkel hervorblicken, und nirgends sagt Boyce [20]) wird handgreiflicher und gewissermaßen despotischer als bei diesen zum Bewußtsein gebracht, daß alle Satzglieder um des Subjectes willen da sind. Dies zeigt sich z. B. darin, daß in den meisten dieser Sprachen das Verbum substantivum ganz fehlt, daß auch andre leicht zu ergänzende Verba wie kommen, haben, immer ausgelassen werden, daß die Personen und Tempora der Verba blos durch Pronominalien bezeichnet werden, deren es eine große Menge, so wie auch eine solche von Präpositionen giebt u. d. gl. [21])

So viel liegt also daran, daß eine Sprache nicht nur das gehörige Maß und die möglichste Sparsamkeit im Gebrauche ihrer Mittel anwende, sondern diese auch so verwende, daß dadurch allen zur Vollkommenheit derselben gehörigen Elementen die möglichste Freiheit ihrer Entwickelung gestattet werde: — was nun erst recht einleuchtend werden wird, wenn wir die vollkommensten Sprachen in ihrem Ausdrucke des Geschlechts-Elements weiter verfolgen.

Indem sie nämlich das Bedürfniß fühlten, die Geschlechtsverschiedenheit durch organische Mittel und nicht weiter durch verschiedene Wurzelwörter auszudrücken, kamen sie natürlicher Weise auf das auch sonst schon gefühlte Bedürfniß, der Schöpfung neuer Wörter aus besonderen Wurzeln eine Schranke zu setzen. Und eben so wie dieses zu dem organischen Mittel der Ableitung geführt hatte, so mußte auch jenes ebendahin führen, um so mehr als der Ausdruck des verschiedenen Genus durch solche Mittel ja unter dem allgemeineren Begriffe der Ab- oder Weiterleitung von einem unterliegenden selbst mitbegriffen ist, wenn sie auch nun den grammatischen Namen der Motion insbesondere annimmt. Durch diese Weiterleitung der Wörter und Begriffe von einem Stammworte kommt aber vermöge der Verflechtung der Vorstellungen nicht nur ein unendlicher Reiz in die Sprache, sondern es wird auch jene Oekonomie im Gebrauch der dazu verwandten Mittel möglich, die wir bei den nun besonders in Rede stehenden Sprachen, den indisch-germanischen oder arischen, so sehr bewundern, und die eben darin besteht, daß sie dieselben sowol für die Ableitung überhaupt als für die Flexion und nun insbesondere auch für die Motion anwenden.

Betrachtet man aber diese Mittel in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, so läßt sich eine Stufenleiter vom Innerlichen zum immer mehr Aeußerlichem unmöglich verkennen: welchen Gang der Sprache ich an einem andern Orte näher nachgewiesen habe, auf den ich zu verweisen mir hier erlaube [22]). Das innerlichste organische Flexions- so wie Ableitungsmittel ist nämlich unstreitig

---

[20]) W. B. Boyce, grammar of the Kafer language, Grahamstown, 1834.
[21]) Vgl. Mithridat, III. a. S. 275 ff.
[22]) Vgl. Rinne, Organismus der Stillehre. Stuttgart, 1857. S. 14 u. 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1) das durch den Ablaut, d. h. den Wechsel der Wurzel- und Stammvokale bewirkte, wie ich schlage — ich schlug, singen — Ge-sang. So auch bei der Motion, z. B. Kater — Kitze.

2) Eine zweite Stufe bildet die sogenannte Trübung des Wurzel- und Stammvokals, d. h. das Eintreten von e und o statt der Grundvokale von a, i, u. z. B. fallo — fe-felli, fahren — Ferge, sitzen — gesessen, Schinken — Schenkel ꝛc. Eben so in der Motion wie im Ahd. marah (equus) — merihha (equa) oder unser Hân — Henne ꝛc.

3) Die dritte Stufe bildet der Umlaut oder die Lautverdünnung, indem a, o, u in ä, ö, ü übergehen, wie in den deutschen Conjunctiven sah — sähe, roch — röche, trug — trüge, oder in der Wortbildung: Ader — Geäder, Hof — Gehöft, Geruch — Gerücht. Eben so in der Motion z. B. im Altnordischen ûlfo (lupus) — ylfa (lupa); am häufigsten bei der Motionssylbe in vorkommend wie Hase — Häsin, Gott — Göttin, Fuchs — Füchsin, wo freilich diese Sylbe an sich schon den Umlaut bewirkt.

4) Die vierte Stufe bildet die von den indischen Grammatikern Guna und Wriddhi, von Bopp [23]) sogenannte Vocalsteigerung, bestehend in der Vorschiebung eines kurzen oder langen a vor den Vocal der Wurzelsylbe. Ich weiß aber in Betreff der Motion keine Beispiele dafür anzugeben: — was Kennern der Sanskrit- und Zendsprache wie Bopp und Pott indeß nicht schwer fallen dürfte.

Die inneren Mittel des Ausdrucks der gedachten Beziehungen wären hiermit erschöpft, und es folgen nun die entweder vorn oder noch mehr an das Ende des Wortes tretenden verschiedenen An- und Zusätze.

Hier möchte ich zuerst in dieser Reihe

5) Die Reduplication nennen, die freilich in der Motion keine Anwendung finden kann, weil sie, wie ich mir denke, eine sinnliche Verstärkung des consonantischen Wurzel-Anlauts eben so sein soll wie ja das Präteritum, zu dessen Ausdruck sie gebraucht wird, auch gleichsam eine Verstärkung und Erfüllung des unterliegenden Verbalbegriffs ist, ähnlich wie wir oben (S. 6 u. 7) für den Ausdruck der höheren Grade der Adverbien oder des Plurals eine reine Verdoppelung des Wortes fanden.

Jetzt folgen die verschiedenen Ansätze an das Ende des Worts und zwar

6) Die agglutinirten Flexionsendungen, die in merkwürdiger Zustimmung, von welcher noch weiter unten die Rede sein muß, mit der Motion stehen, z. B. im Althochdeutschen wini — winja, salpâri — salpâra, dem lat. amicus — a, unguentarius — a entsprechend, oder dem griech. ἀδελφός und ἀδελφή, λέων — λέαινα, leo — leaena ꝛc.

7) Die blos suffigirten Flexionssilben, deren sich viele Sprachen bedienen und denen in der Wortbildung und in der Motion die wirklichen Ableitungssilben entsprechen, wie βασιλεύς — βασίλισσα, ἥρως — ἡρῴς oder ἡρῴνη, rex — regina, cantor — cantrix oder im Deutschen neben den unzähligen auf in wie Wirth — Wirthin in den älteren Dialecten auch noch andre z. B.

[23]) Vgl. kritische Grammatik der Sanskritsprache. Berlin, 1834, S. 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Althochdeutschen wirt — wirtun oder farre — färse, im Angelsächsischen auf istre wie bäcere — bäcestre, (pistor — pistrix) ꝛc.: — wobei ausnahmsweise auch das weibliche Geschlecht das sein kann, von dem die Motion ausgeht, wie in unsern Wittwe — Wittwer, Ente — Entrich, Taube — Taubert ꝛc.

Noch viel äußerlicher als die Ableitung ist natürlich das nun folgende organische Mittel

8) der Zusammensetzung, das seiner Natur nach hauptsächlich zur Wortbildung aber auch zur Motion verwandt wird, wie in unserm Hirschkuh, Rehbock ꝛc. oder im Englischen cokpigeon — henpigeon.

Am aller äußerlichsten und schlaffsten, und gar nicht mehr zu den organischen Mitteln des Geschlechtsausdrucks zu rechnen, ist es, wenn manche Sprachen allgemeine geschlechtliche Ausdrücke wie Mann — Frau, Er — Sie gleichsam nur appositionell dem unterliegenden Worte hinzufügen wie z. B. im Englischen he und she, als he-neighbour (Nachbar) — she-neighbour (Nachbarin), oder im Persischen ner-madeh wie asp-ner, asp-madeh gleichsam Mann-Pferd, Frau-Pferd.[24]) Gleiches findet statt im Türkischen und Armenischen; gleiches in afrikanischen und amerikanischen Sprachen: — was alles weiter zu belegen nicht noththut.

Hiermit aber ist die Bezeichnung des natürlichen Geschlechts an ihrer äußersten Gränze angelangt, in der sie sich mit ihrem ersten und unmittelbarsten Ausdruck von Mann und Frau wieder zusammenfaßt, nur daß sie diese Ausdrücke als generelles Bezeichnungsmittel gebraucht.

Wenngleich nun aber die Sprache durch Erzeugung organischer Mittel sich insofern von der unmittelbaren Bestimmtheit des Geschlechts befreit hat, als sie nicht für jeden wahrgenommenen sexualen Unterschied auch ein besonderes Wort zu erzeugen genöthigt wird, so ist sie doch noch insofern an diesen gebunden, als der Ausdruck desselben, wie er auch sei, doch der wirklichen Erscheinung entsprechen muß und ihr, dieser gegenüber, wenige Uebergriffe abgerechnet, keine Freiheit zusteht: überhaupt aber daß sie mit diesem Ausdrucke nur den wirklichen oder natürlichen Geschlechtsunterschied erreicht und wiedergibt, auch wenn sie das genus neutrum ꝛc. hinzugefügt hat.

Ganz anders verhält sich dagegen die Sache, wenn sie selbst von sich aus den Gegenständen, denen entweder gar kein sexualer Unterschied zukömmt, oder an denen ein solcher sich der gewöhnlichen Beobachtung entzieht, also allen blos sachlichen und unlebendigen Gegenständen, so wie allen geistigen Begriffen ein solches Genus beilegt, als wären sie lebendige und mit geschlechtlicher Natur begabte, wie dies nämlich eine gewisse Reihe von Sprachen wirklich thut. In solchen Acten also tritt die Sprache durchaus frei und selbstschöpferisch auf, indem sie von dem natürlichen Geschlechte nur das Bewußtsein seiner zwei oder drei Kategorien mit herüberbringt. Und diese Erscheinung ist es denn, die mit dem Namen des grammatischen Geschlechts belegt ist.

Der Grund derselben liegt unbezweifelt in der sinnlich-geistigen Natur des Menschen, die ihm,

---

[24]) Vgl. Wilken, a. a. O. S. 9 u. 10.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so lange die Fantasie noch vorwiegende Thätigkeit in seinen Anschauungen ist, eben auch alle Dinge von stärkerem Eindrucke als lebendige Wesen oder Personen erblicken läßt, wie ja noch heute der Knabe jeden Stecken zum Reitpferd, das Mädchen jede Puppe zum Wickelkinde macht und demgemäß mit ihm spricht und umgeht.

Solche Personificationen werden begreiflicher Weise die wichtigsten himmlischen, tellurischen, elementarischen und ähnliche Erscheinungen so wie die symbolischen Vorstellungen geistiger Begriffe wie Gott, Teufel, Jugend, Schönheit ꝛc umfassen, die dann, als thätige Wesen gedacht, und denen Handlungen ꝛc. beigelegt werden, die Mythologie der Völker bilden, so daß man sagen kann, diese sei die nächste Ursach und Vermittelung des grammatischen Geschlechts von dem natürlichen durch fantaseiliche Uebertragung. Daher gibt die Mythologie der einzelnen Völker sichern Aufschluß über den Grund des Genus dieses oder jenes Wortes in einer gewissen Sprache, insofern es auf eine solche mythologische Figur zurückgeführt werden kann. So ist Tag in allen deutschen Mundarten männlichen, Nacht weiblichen Geschlechts, weil, nach der Edda, Nott, eine Tochter des Norri, dem Dellingr vermählt wurde, mit dem sie den Dagr (Tag) erzeugte, der hell und licht war wie sein Vater (Grimm, Grammatik III. S. 351). So ist Donner männlichen Geschlechts, weil man sich dabei den donnernden Gott; Hölle weiblichen, weil sie sich die Nordländer als Göttin des Todes dachten ꝛc. ꝛc.

Warum aber ein solcher mythologischer Begriff gerade in einer männlichen oder weiblichen Personification aufgefaßt ist: dies zu erfragen ist, meines Erachtens, nicht weiter erlaubt. Es ist eben die poetische Intuition der Sprache, ihr jugendliches Sinnen und Träumen, deren Wahrheit zwar nachempfunden wird, aber nicht auf verstandesmäßige Gründe zurückgeführt werden darf. Daher findet auch selbst bei stammverwandten Sprachen oft eine große Verschiedenheit statt, wie bekanntlich bei Sonne und Mond. Die Edda macht die erstere zur Tochter, den letzteren zum Sohn des Mundelfôri: gleichwol schwanken schon die ältesten germanischen Sprachquellen in dem Geschlechte der Sonne (Grimm III. 549). Die Griechen und Römer denken sich den Apollo als Sonnengott und die Artemis als Mondgöttin und so ist sol und ἥλιος gen. masc., luna und σελήνη gen. fem. Auch im Arabischen ist der Mond (kamarun) gen. masc. und die Sonne gen. fem.; im Hebräischen (schemesch) sogar gen. communis.

Wenn nun aber auch noch gar manche andre Gegenstände, wie Bäume, Thiere, Steine ꝛc. ja selbst Sachen, wie Schwert, Lanze, Schiff ꝛc. mit in den Kreis der mythischen Vorstellungen gezogen wurden, so blieb derselbe seiner Natur nach doch immer nur ein beschränkter. Denn Personificationen der späteren Volks- und Dichtersprache wie: Herr Wolf, Frau Nachtigall ꝛc., wie sie Grimm (Grammat. III. 346) weiter anführt; eben so die späteren allegorischen Personificationen der Tugenden und Laster, Seelenfähigkeiten, Künste und Wissenschaften, in denen Künstler diese darstellen (Grimm III. 356), noch auch die rein tropischen Ausdrücke z. B. von Werkzeugen, wie γέρανος in der Bedeutung des Hebewerkzeugs, ganz wie bei uns Krahn von Kranich ꝛc. gehören nicht hieher, indem im ersteren und letzteren Falle das grammatische Genus des unterliegenden Wortes, im zweiten der allgemeine Begriff des Weiblichen vom Bewußtsein aus als allein bestimmend eingetreten ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zur wirklichen Personification dagegen gehört ein noch einfaches naives Naturleben und eine poetische Spannung der Seele. Beides mußte aber dem realen Fortschritte des Lebens und dem immer nüchterner werdenden verständigen Bewußtsein allmälig erliegen.

Aber eben weil dies nur allmälig geschieht, so ging die Sprache in einen Zustand ein, in welchem sie zwar die Dinge und Begriffe verstandesmäßig faßte, aber doch noch so viel Frische und Lebendigkeit besaß, um ihnen wenigstens den Schein einer natürlichen Persönlichkeit, gleichsam eine sprachliche Seele einzuflößen, und, einmal an die geschlechtlichen Kategorien der Wörter gewöhnt, alle andern neu sich bildenden Substantiva mit einem solchen Geschlechte zu beleben. Und dies ist das, was man im eigentlichsten Sinne das grammatische Geschlecht nennt. Man sieht also wohl, wie diese Acte der Sprache hinlänglich durch die der Personification vermittelt und gewissermaßen nur durch eine allgemeinere und daher hohlere Abstraction von jenen verschieden sind. Dennoch aber bezeichnen sie einen nicht minder bedeutenden Fortschritt der Freiheit der Sprache, als der von dem natürlichen Geschlechte zur Geschlechtsertheilung durch Personification war, weil in dieser doch noch der Sinn eines, wenn auch erst durch eigne Macht der Sprache gesetzten natürlichen Geschlechts lag. Hier aber macht sie zwar die substantiell gefaßten Begriffe nicht zu Personen und schaut sie selbst nicht als solche an, dennoch flößt sie ihnen ein sprachliches Element ein, als wenn sie solche wären. Und zwar verfährt sie dabei mit der unbedingtesten Freiheit, ja Willkür, — was am stärksten in den Sprachen mit dreitheiligem Geschlechte hervortritt, indem sie, nur sich selbst Gehör gebend, das grammatische Geschlecht nach einer rein intuitiven Analogie mit dem natürlichen vertheilt, d. h. also in dem einen Begriffe und dem darunter gefaßten Gegenstande entweder mehr die männliche oder die weibliche Natur erkennt und anschaut und ihm sonach unterlegt, oder, wenn sie sich weder für das eine noch das andere hinlänglich bestimmt fühlt, ihnen das sächliche Geschlecht zuweis't. Und so gibt sie denn den wirklich sachlichen Gegenständen oder auch blos abstracten Begriffen häufigst das männliche oder weibliche Geschlecht und wiederum lebenden Wesen, wie vielen Thieren und Pflanzen, das sächliche, wenn man diesen letzteren Vorgang nicht, wie wir oben (S. 4.) gethan haben, als schon in der Sphäre des natürlichen Geschlechts sich vollziehend ansehen will. Immer aber treten natürliches und grammatisches Geschlecht nun in einen Gegensatz und beide machen einzelne Uebergriffe in ihre gegenseitigen Gebiete. So z. B. wird im Deutschen der Begriff von Vater und Mutter auf Sachen angewendet (Schraubenmutter): umgekehrt heißt es dagegen im späteren Latein.: nullus potestas, wenn nämlich die Amtsbenennung (das ital. podestà) damit gemeint ist. Mehreres der Art bei Grimm III. 321 — 24.

Man erkennt hieraus: das grammatische Geschlecht hat keinen logischen Grund, sondern nur einen fantaseilichen und kann gar wohl entbehrt werden. Eben so wenig hat es aber auch eine logische Consequenz, und noch viel weniger als bei der Personification darf, weil hier noch freiere Acte vorliegen, eine Rechenschaft über seine Anwendung in den einzelnen Fällen gefordert werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der letzte Grund ist eben der fantaseiliche und mithin zufällige für die Anschauung eines gewissen Volkes, Stammes ꝛc. einem gewissen Begriffe ꝛc. gegenüber. Es ist allerdings nicht mehr ein kindlich-gestaltungsvolles Sinnen und Träumen: es ist ein entschiedeneres Neigen und Streben, in dem man wohl eine bestimmte Richtung des Gefühls, niemals aber ein verstandesmäßig durchgeführtes Gesetz erkennen kann. Man sieht wohl, daß ein Princip verfolgt wird, das uns, wenn wir ihm nachgehen, ähnlich wie die Etymologie des Worts, nur noch duftiger, seine Seele wahrnehmen läßt: aber man sieht auch, daß innerhalb desselben bestimmte Normen nicht durchgeführt sind. Dies ergiebt sich unverkennbar, wenn man das grammatische Genus der Substantiva der stammverwandten Sprachen mit einander vergleicht. Jede Norm, die man dafür festzuhalten versucht sein könnte, verliert sich, wenn sie auch in vielen Beispielen eine Wahrscheinlichkeit zu gewinnen scheint, doch an den auffälligsten Ausnahmen wieder ins Ungewisse, und oft lassen sich eben so viel gegenseitige Beispiele aufführen. Dies ergiebt sich eben sowol, wenn man die Dialecte einer und derselben Sprache und namentlich die noch lebendigen Volksdialecte mit in die Vergleichung zieht. Denn wenn auch hier im Allgemeinen eine begreiflicher Weise größere Einstimmigkeit vorhanden ist, so sind doch auf der andern Seite die Ausnahmen verhältnißmäßig eben so häufig und auffallend und halten dann um so mehr das Gegengewicht.

Je weniger aber auch sonach das grammatische Genus eine logische Nothwendigkeit und Consequenz hat, um so mehr muß also der Werth dieser Einrichtung als einer durchaus freien und geistigen angeschlagen werden.

Denn nicht nur daß durch dasselbe wenigstens noch der Schein der Persönlichkeit in die Substantiva gegossen, und dadurch ein Element von der feinsten und geistigsten Art in sie gebracht wird, so kommt bei seiner innigen Verwandtschaft mit der Flexion und bei dem Verhältniß der Inhärenz, in welches so viele Redetheile mit dem Substantivum stehen, eine unendliche Manigfaltigkeit und ein Reiz für Fantasie und Verstand in den Satz bis in dessen feinstes Geäder, so daß diese Einrichtung der Sprache mit zu ihren bewunderswerthesten gerechnet werden muß und die edelste Naturanlage derselben voraussetzt.

Daher entbehren desselben nicht nur die Sprachen der mehr oder weniger rohen und geistig zurückgebliebenen Völker, sondern auch solche mit sonst tüchtiger Anlage und ziemlich vorgerückter Bildung, und sein Besitz bleibt beschränkt auf die Sprachen des westlichen und nordwestlichen Asiens und, mit Ausnahme einiger (des Finnischen, Lappischen und Baskischen), auf Europa.

Aber selbst unter diesen entbehren viele (die hebräische, koptische, lithauische, lettische und keltische), wenigstens des Neutrums, dieser eigentlichen Blüte der Einrichtung des grammatischen Genus, schon von Haus aus; andere wie die walachische und die romanischen Sprachen haben es aufgegeben. Und so bleibt also der Besitz desselben in seiner höchsten Vollkommenheit hauptsächlich auf die vorzugsweise sogenannten weltgeschichtlichen Völker beschränkt, die man auch als die indogermanischen oder arischen collectiv zu bezeichnen pflegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn nur diese Völker besitzen jene höhere Energie der Sinnes- und Geisteskräfte von Natur, aus der die rechte Linie zwischen Sinnlichkeit und synthetischem Organismus, zwischen Reichthum und Sparsamkeit in dem Gebrauch der Sprachmittel hervorgehen kann; sie allein vermag auch, das grammatische Genus in allen seinen Folgen in sich aufzunehmen und durchzuführen, und befähigt sie, der Träger des geistigen Fortschritts der Menschheit zu sein.

Wenn nun aber auch eine durchgreifende Regel über die Ertheilung des grammatischen Geschlechts von Seiten der Wortbedeutung her nicht gegeben werden kann, und eine nur einigermaßen zutreffende Consequenz von ihr nicht befolgt wird, so ist darum doch nicht im mindesten zu zweifeln, daß diese oder, mit andern Worten ausgedrückt, der Eindruck des entsprechenden Gegenstandes auf das Gefühl, das eine Analogie mit dem männlichen oder weiblichen Geschlechte fand, oder auch unentschieden für das eine oder andere blieb, der erste alleinige Grund für diese Ertheilung abgab, oder zum Principe derselben wurde, das wir, der Kürze halber, mit dem Namen des Sachprincips bezeichnen wollen.

Ganz anders aber wird freilich die Sache, wenn eine so vollkommen organisirte Sprache, wie der Besitz des dreitheiligen grammatischen Geschlechts sie voraussetzt, in den Proceß einer weitreichenden geistigen Entwickelung hineingezogen wird. Denn die Befolgung jenes Principes setzt nothwendig voraus, daß das Gefühl der Sprache für die ursprünglich immer sinnliche, in seinem Etymon niedergelegte Bedeutung eines Wortes noch lebendig sei. Sobald sich diese aber durch Weiterleitung und Uebertragung der Begriffe zu weit von seinem Etymon entfernt und mithin nicht mehr empfunden wird; sobald, kurz gesagt, die Wörter zu bloßen Bezeichnungen der Begriffe herabsinken (verba sicut nummi): sobald kann natürlich auch jenes Princip seine lebendige Wirkung nicht mehr fortgesetzt geltend machen und somit wird nicht nur das Gefühl für den ursprünglichen Grund der Geschlechtsertheilung erblassen und verschwinden, sondern er kann sich auch noch weniger bei Bildung neuer Substantiva geltend machen, zu der eine in Productivität begriffene Sprache immer von Neuem veranlaßt wird. Da aber gleichwohl bei einer solchen die Kategorie des Geschlechtes im Bewußtsein der Sprache blieb, die individuelle Vorstellung und Anschauung des Gegenstandes aber nicht wirksam zur Geschlechtsertheilung leitete: was blieb ihr dann noch übrig, als sich dabei von dem allerdings generelleren und mithin matteren Eindrucke der Form des Wortes, hauptsächlich seiner Endung, bestimmen zu lassen? Denn auch die Form macht noch jetzt einen gewissen Eindruck auf das Gefühl, der, nach der Analogie der gegenständlichen Anschauung, entweder mehr für einen Anklang des Wortes an das männliche oder weibliche Geschlecht oder an keins von beiden spricht.

Wie allmälig aber auch der Uebergang dahin stattgefunden haben mag, daß die Sprache endlich nur den Eindruck der Form des Wortes als geschlechtbestimmend im Geiste hatte: immer tritt doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nun ein neues Princip dafür auf, das dem vorigen, je weiter es Platz greift, immer entgegengesetzter ist und das wir mit dem Namen des Formprincips bezeichnen müssen.

Insofern indeß die Form des Wortes, einschließlich seiner Endung, selbst schon ein Product des Eindruckes ist, den die Vorstellung oder Anschauung des Gegenstandes ursprünglich auf den sprachschaffenden Geist gemacht hat, und insofern die Wortschöpfung und die Einhauchung seines grammatischen Geschlechts durchaus nur als ein und derselbe Glüh-Act angesehen werden muß, von welchem diese letztere nur ein integrirendes Moment ist, so erkennt man, daß zwischen den beiden Principen gar wohl eine innere Vermittelung stattfindet und die Geschlechtsbestimmung durch die Form in der That nur eine dem Grade nach schwächere und allgemeinere ist, sonst aber damit eine und dieselbe Tendenz der Sprache verfolgt wird. Denn es ist erklärlich, ja selbst nothwendig, daß bei der Bildung der Substantiva diesen als solchen eine Endung gegeben (agglutinirt) wurde, welche in ihrer Verschiedenheit auch der des ihnen zugleich imprägnirten Genus entsprach, und welche zugleich zum Anzeiger des Geschlechts diente, und nicht nur eine fühlbare Analogie zwischen dem einen und dem andern Factor, sondern auch die Verschiedenheit der Declinationen als eine ursprünglich dreifache, nämlich männliche, weibliche und sächliche (dem Activum, Passivum und Neutrum im Verbo entsprechend) erzeugte, wie sie die Declination der Adjectiva im Griechischen, Lateinischen und Deutschen bekanntlich noch am deutlichsten zeigt, und wie sie auch bei der Declination der Substantiva in diesen Sprachen noch sichtlich hindurchblickt, so daß Grimm die deutsche Declination geradezu nach diesen ordnet, und seine Verwunderung ausspricht, warum dies nicht auch für das Lateinische schon geschehen sei.

Auch im Cingalesischen wird das grammatische Geschlecht geradezu durch die Endung bestimmt, indem alle Substantiva auf a männlichen, alle auf i und ae weiblichen und alle übrigen sächlichen Geschlechts sind [25]). Eben so giebt es im Albanischen drei Declinationen, nach deren erster die Feminina mit vocalischer Endung (wenigstens meistentheils); nach der dritten alle sich auf h und nach der zweiten alle auf einen andern Consonanten sich endigenden Wörter gehen [26]). Aehnliches zeigt auch die Sprache der Corana's (einer südafrikanischen) und die maipurische (eine südamerikanische), in denen dabei freilich nur von einem solchen Ausdrucke des natürlichen Geschlechts die Rede ist [27]).

Daß aber die Vielheit der Declinationen in so manchen Sprachen wie z. B. im Armenischen, oder die Vielheit der Endungen in einer und derselben Declination wie z. B. in der dritten lateinischen und griechischen, da in diesen Fällen andre unwesentlichere Factoren mit einwirken, kein wesentlicheres Hinderniß zur Annahme jenes Grundsatzes abgiebt: dies werden Sprachkenner von vornherein zugeben und vermag ich aus Mangel an Raum hier nicht weiter zu erhärten.

Auch soll mit der Annahme dieses durchgehenden Wechselverhältnisses zwischen Flexion und

---

25) Mithridates VI. 78, vergl. mit I. 235.
26) Mithridates II. 795 ff.
27) Mithridates III. 795 ff. u. III. a. 293.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Genus, welches Grimm den Gedanken aussprechen läßt,[28]) daß das Geschlecht gleich anfangs mit deutlicher Absicht (?) den einzelnen Declinationen zugewiesen worden sei, keineswegs behauptet werden, daß das fehlende Genus auch den gänzlichen Mangel der Declination in sich schließe, wie ja z. B. in der Zendsprache, im Armenischen, Baskischen, Finnischen, Lappischen, Esthnischen ꝛc. eine zum Theil sehr vollständige Declination [29]), durchaus aber kein grammatisches Genus vorhanden ist. Aber so viel geht daraus unbestreitlich hervor, daß bei dieser Correspondenz zwischen dem einen und dem andern Factor sich auch eine Analogie der Endung mit dem Geschlechte für das Gefühl bilden mußte, das ja auch schon beim Gebrauch der organischen Mittel für den Ausdruck des natürlichen Geschlechts (S. 11 ff.) daran gewöhnt worden war.

Wie nah vermittelt lag daher nach diesem allen, ja wie unausbleiblich war der Schritt, daß, nachdem nun die Bestimmung des Geschlechts nicht mehr von der Bedeutung des Worts ausgehen konnte, sie von der Form, hauptsächlich von der Endung ausging!

Trotz dieser inneren Verwandtschaft und nahen Vermittelung des Formprincips aus dem Sachprincipe tritt aber, wie gesagt, doch nothwendig das erstere dem letzteren als ein anderes und verschiedenes, je mehr es sich entfaltet, entgegen und nun entsteht jenes Kämpfen und Ringen, erfolgen jene Siege und Niederlagen, von denen wir im Anfange sprachen; es entsteht ein an Umfang und Hartnäckigkeit immer mehr zunehmendes bellum grammaticale, das sich in vielen der heutigen Sprachen, namentlich auch in der unsern, noch bis heute fortsetzt.

Denn das Sachprincip, im ursprünglichen Besitz des Bodens und stark durch seine innere Kraft, reagirte nothwendig gegen den neu auftretenden Feind, insofern nämlich der einmal übliche Gebrauch sich nicht so leicht verdrängen ließ; das Formprincip dagegen, zwar schwächer an Kraft, wurde bald furchtbar, und brachte dem Gegner immer mehr Niederlagen bei, insofern es eine zunehmend größere äußere Macht entfaltete, die ihr gewisse, in dem geschichtlichen Verlaufe der Sprache eintretende Vorgänge zuführten.

Denn erstens schmolzen allmälig viele sylbenreichere Wortformen in sylbenkürzere zusammen, indem sich zugleich ihre Endung veränderte, wodurch die Sprache verleitet wurde, das ursprüngliche individuellere Genus des Worts in das der generelleren Endung hinüber zu ziehen, wie z. B. das althochdeutsche starke femin. juwezunge, im Neuhochdeutschen in die Form von Jauchzen verkürzt, nach Analogie der vom Infinitiv der Verba gebildeten Substantiva zum Neutrum geworden ist: wogegen freilich andre wie z. B. Amt aus ambaht oder Antlitz aus antlutti ihr Geschlecht trotz der veränderten Form bewahrt haben.

Zweitens gingen auch die manigfaltigeren und volleren Endungen immer mehr in mattere, einfachere und uniforme über, — was gleichfalls die Generalisirung des Geschlechts vieler in diese Art der

---

[28]) Grammatik III. 493.

[29]) Mithridates I. 264. 422. 743, II. 18., vgl. mit IV. 314 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Endung hineingezogenen Substantiva zur Folge hatte, wie dies z. B. am auffallendsten im Deutschen mit der Endung e der Fall ist, welche die ihr verfallenden Wörter zu femininis macht.

Drittens kam nun das Stadium, in welcher die Bildung der Substantiva durch Ableitungssylben bewirkt wurde: was wiederum zur Folge hatte, daß diese Sylben wie im Deutschen il, en, keit, heit, sal, tum, niss ꝛc ein generelleres Geschlecht annahmen, denen alle damit gebildeten Wörter bis auf wenige Ausnahmen folgten.

Noch später nahm viertens die Bildung der Substantiva durch Zusammensetzung überhand und hatte im Deutschen wenigstens das fast ausnahmslose noch viel abstractere und generellere Gesetz zur Folge, daß das Compositum das Geschlecht des letzten Gliedes der Zusammensetzung annimmt.

Am aller abstractesten erscheint endlich das Zusammenfassen der Wörter als solcher, der Infinitive, ja ganzer Sätze unter dem genus neutrum, wie: das Wie und Wo, das Hangen und Bangen, das Stabat mater, das Wir sitzen so fröhlich beisammen ꝛc. wie dies auch bekanntlich im Griechischen üblich ist: *τὸ ποιεῖν, τὸ ἐπεξιέναι τὰς τῶν πολεμίων παρασκευάς* ꝛc.

Alle diese in immer zunehmendem Umfange und Maße eintretenden Fälle verlegen aber die Bestimmung des Geschlechts lediglich in die Form des Worts und zwar in der Weise, daß diese Bestimmung gradweise abstracter und allgemeiner wird.

Welches immer größere Terrain hierdurch aber das Formprincip auch in der Sprache einnimmt; welche wiederholte Niederlagen es seinem Feinde auch beibringt, so gelingt es ihm doch bei weitem nicht, diesen gänzlich zu besiegen oder aus allen seinen Positionen zu vertreiben. Vielmehr behauptet sich das Sachprincip nicht nur bei gar manchen Wörtern, von denen wir annehmen müssen, daß ihr Geschlecht aus demselben hervorgegangen ist, trotzdem die Endung sie in ein andres verweis't, sondern es hindert auch nichts, anzunehmen, daß es in einzelnen Fällen seine Macht auch wieder positiv geltend macht: wofür ich im Deutschen das Wort Luft anführen möchte, das, früher männlich, im neueren Deutsch weiblich geworden ist, weil es der Vorstellung, namentlich der poetischen, allzuwenig entsprechend schien, dieses weiche Element männlich zu gebrauchen, obgleich man freilich auch der Duft, der Hauch sagt.

Aber auch auf seinem eigensten Gebiete, dem der Ableitung und Zusammensetzung, konnte das Formprincip eben so wenig wie jenes eine durchgreifende Consequenz durchführen, so daß es selbst hinsichts der sonst noch am allgemeinsten giltigen, die Zusammensetzung betreffend, Ausnahmen gelten lassen muß, wie die Heirath, das Gegentheil, das Schnürleib.

Nur bei einer solchen Annahme der Wirksamkeit beider Principe, wie sie angedeutet wurde, glaube ich, daß es möglich ist, die außerordentlich wechselvollen und sich widersprechenden Erscheinungen auf diesem Gebiete, denen dann wieder Wörtergruppen gegenüber stehen, die offenbar einem gewissen Grundsatze folgen, auf einigermaßen wahrscheinliche Weise zu erklären, während jede mehr oder weniger einseitige Festhaltung entweder des einen oder andern Princips auf unauflösliche Widersprüche führt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So scheint mir der verehrte Hochmeister der deutschen Grammatik, Jakob Grimm, der zuerst Vernunft in die Lehre vom Genus gebracht hat, und auf dessen betreffende Arbeit jede folgende Untersuchung darüber immer wieder zurückkommen und sich daran lehnen muß, bei der Aufstellung des Genus der sinnlichen Substantiva etwas zu fest an dem Sachprincipe und den daraus entwickelten Grundregeln zu halten, welche letzteren ich übrigens nicht für geeignet anerkennen kann, weil sie erstlich nur wiederholen, was schon im Principe selbst liegt, und dadurch leicht zu einer falschen verstandesmäßigen Anwendung derselben führen. Wie soll ich es mir z. B. erklären, daß diesen Grundsätzen gemäß der Begriff Meer im Griechischen alle drei Genera in sich enthält, und man ὁ πόντος, ἡ θάλασσα und τὸ πέλαγος ohne wesentlichen Unterschied sagt?

Diese Grundsätze enthalten aber ferner auch so allgemein menschliche Bestimmungen, daß man dann gar nicht begreift, warum ur- und stammverwandte Sprachen, ja selbst Dialecte bei Wörtern, oft von gleicher Wurzel, in ihrem Genus nicht übereinstimmen? Das Wort Name stammt im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen offenbar von derselben Wurzel und bezeichnet eine und dieselbe Vorstellung: warum ist es dann aber im Sanskrit (nâman) und Deutschen (namo) gen. masc., im Griech. (τὸ ὄνομα) und Lateinischen (nomen) gen. neutrius, ja wie Grimm selbst lehrt, im Mittelniederländischen sogar gen. feminini?

Nach seinen Grundsätzen muß das Wort Blume als ein Gegenstand, der den Eindruck des Weicheren, Lieblicheren ꝛc. macht, durchaus gen. fem. sein. Warum ist es denn aber im Lateinischen (flos) gen. masc. und im Griech. (τὸ ἄνθος oder τὸ ἄνθεμον) gen. neutrius? Nach denselben ist das Wort Maus, weil der entsprechende Gegenstand den Eindruck des Kleineren macht, gen. fem. Warum denn aber im Lat. (mus) und Griech. (ὁ μῦς) gen. masc.? Und so in hundert und aber hundert Fällen, obgleich auch gegentheilige Beispiele eben so zahlreich vorhanden sind, wie z. B. in den Worten Fisch und Sack, die, so viel ich weiß, in sämmtlichen ur- und stammverwandten Sprachen das gen. masc. bewahren.

Daher entspricht auch das Resultat seiner Untersuchung über das Genus der sinnlichen Substantiva den Grundsätzen, von denen er dabei ausgeht, durchaus nicht, und er führt selbst [30]) eine ganze Anzahl von solchen an, von denen er sagt, daß sie eben sowol auch nach ihrer Form verzeichnet werden könnten.

Ich begreife daher auch nicht, wie man, ohne gleich von vornherein dem Formprincipe auch bei den sinnlichen Gegenständen sein gebürendes Recht einzuräumen und es festzustellen, den Wandel und Uebertritt der Geschlechter in einer und derselben Sprache, wie Grimm ihn für das Deutsche (S. 549 — 54) selbst anführt, oder die Verschiedenheit des Genus beim Uebergehen eines Wortes von einer Sprache in die andre, die in den bei weitem meisten Fällen von der Form abhängt, oder die Erscheinung der Heteroclita und Heterogenea in einer passenden Weise einordnen will, bei welcher letzteren

[30]) Grammat. III. S. 495 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das von der Form abhängige Geschlecht zuweilen sogar die ganze Scala des Genus durchläuft, wie z. B. im Lateinischen bei aegilops (*αἰγίλωψ*) masc., aegilopa fem., aegilopium neutr. (Knoppereiche) oder bei penus, us und penus, i (masc. und fem.) und penus, oris neutr. (Speisevorrath). Oder im Griechischen: *ὁ λέκος, ἡ λεκάνη* und *τὸ λέκος* (Schüssel), *ὁ χόανος, ἡ χοάνη* und *τὸ χόανον* (Schmelztigel), *ὁ στρατός, ἡ στρατιά* und *τὸ στράτευμα* (Heer) ꝛc. Oder im Deutschen: der, die das Armbrust, der, die das Koppel, der Band, die Bande, das Band, der Quell, die Quelle, das Quell (mundartlich wie das Spring) u. s. w.; der überaus zahlreichen durch ihre Endung zweigeschlechtigen wie im Lat. rapum und rapa (Rübe), tignus und tignum (Balken), sabulo (masc.) und sabulum (neutr.) grober Sand, oder im Griech. wie *ὁ βλαστός* und *ἡ βλάστη* (junger Trieb), *ὁ γῶνος* und *ἡ γωνία* (Winkel), *ἡ δίψα* und *τὸ δίψος* (Durst), *ὁ νῶτος* und *τὸ νῶτον* (Rücken) u. s. f. oder im Deutschen der Spalt — die Spalte, der Backen — die Backe, der Sparren — die Sparre, der Sproß — die Sprosse ꝛc. gar nicht zu gedenken.

Daher greift schon Becker [31]) Grimm, ohne ihn zu nennen, an und sucht dessen Annahme von dem sachlichen Geschlechtsprincipe zu widerlegen. Aber er irrt gewiß noch viel mehr, wenn er lediglich das Formprincip anerkennt, indem dann eine Menge anderseitige Erscheinungen in den verschiedenen betreffenden Sprachen geradezu unerklärlich sind. Denn abgesehen von den mitunter doch ganz auffallenden Ausnahmen der nach der Form geordneten Geschlechtsregeln z. B. im Lateinischen, — wie will man mit dem bloßen Formprincipe gegen Thatsachen fortkommen, z. B. daß beinahe alle Namen der Metalle, ohne Rücksicht auf ihre Form im Griechischen Masculina, im Lateinischen und Deutschen sämmtlich Neutra sind? daß die adjectivischen Abstracta im Lateinischen und Griechischen ohne Rücksicht auf ihre Endung (die freilich hier meist constant bleibt) Neutra, im Deutschen Feminina sind? Daß im Arabischen die geminirten Begriffe ohne Rücksicht auf ihre Form sämmtlich Feminina sind? [32]) Daß die Namen der Bäume im Griech., Latein. und Deutschen, freilich mit einigen Ausnahmen (*ὁ κέρασος*, tilium, der Ahorn) sämmtlich Feminina sind und dergleichen Vieles, was wir alles hier weiter nicht zu verfolgen brauchen.

Wir betrachten vielmehr noch einen Augenblick die Folgen, die der Kampf der beiden gedachten Geschlechtsprincipe bereits auf einige Sprachen gehabt hat und schließen mit Andeutungen über den wahrscheinlichen Ausgang desselben.

Das nämlich, was dem Formprincipe zu seinen Siegen verholfen hatte, die Abschleifung der Endungen und das immer genereller Werden des Geschlechts, wird ihm zuletzt selbst bedrohend, nicht weil sich ein neuer Feind gegen dasselbe erhübe, sondern, was noch viel schlimmer ist, weil das Gefühl der Sprache für das grammatische Geschlecht überhaupt gleichgiltiger wird, und in letzter Instanz ganz zu erlöschen droht. In dieser Noth zieht es seinen schon bisher subsidiarisch mitwirkenden,

---

[31]) Dr. K. F. Becker, ausführliche deutsche Grammatik, 1. Abth. Frankf. 1836. S. 215.

[32]) Rosenmuelleri instit. ad fund. linguae arab. Lips. 1818. S. 188 u. 89.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber noch weniger anerkannten Blutsverwandten zum Bundesgenossen näher an sich heran und hält dadurch seinen gänzlichen Verfall in der That noch für längere Zeiten auf.

Und dieser verwandte Genosse ist kein anderer als der (bestimmte) Artikel. Das grammatische Geschlecht geht nämlich vom Anfange an darauf aus, den Schein des natürlichen zu erzeugen und, indem es sich den Wörtern einhaucht, ihnen eine wenn auch zuletzt noch so farblose und generelle Persönlichkeit zu geben. Ganz dasselbe thut aber auch der Artikel, nur nicht auf poetische, sondern auf rein logische Weise, denn es hebt den Gegenstand als einen einzelnen bestimmten hervor, d. h. es individualisirt ihn eben so gut wie die Personificirung. Indem nun aber diese Individualisation, als dem Gegenstande attributivisch inhärirend, an der Verschiedenheit seines grammatischen Geschlechts durch eine Verschiedenheit seiner Form (ὁ, ἡ, τὸ) theilnimmt, wird er zugleich schon vom Anfang an ein natürlicher analytischer Exponent desselben. Wenn daher auch, so lange jenes entweder durch die Bedeutung oder die Form der Wörter noch hinlänglich hervortrat, seine Mitwirkung zu diesem Zwecke weniger beachtet wurde, so war doch seine innere Verwandtschaft mit dem gedachten Elemente unverkennbar, die sich indeß auch äußerlich kund giebt. Denn es ist gewiß nicht zufällig, daß, abgesehen von unbekannteren afrikanischen und amerikanischen, die zum Theil bedeutungsvollen Sprachen wie die mongolische, chinesische, japanische, mandschurische, malayische, armenische, georgische, persische, türkische, finnische, lethische, esthnische, die kein grammatisches Genus haben, auch keinen Artikel haben [33]), wenngleich man diese Erscheinung nicht zum Gesetze machen darf, indem die lateinische, die slawische und lithauische Sprache zwar das grammatische Geschlecht, aber keinen Artikel; die baskische und ungarische dagegen wohl diesen aber nicht jenes besitzen [34]), welche Abweichungen sich anderweit aus dem individuellen Charakter derselben erklären.

Indem nun aber einerseits dieser Artikel im weiteren Gebrauche seine ursprüngliche demonstrativische Natur immer mehr verliert, so daß er nicht nur vor appellativischen Begriffen steht, z. B. der Adler ist ein Raubvogel, sondern auch vor Begriffen, die im generellsten Sinne genommen werden sollen, wie z. B. im Englischen das: to be or to not be—that is the question, (wo wir im Deutschen nicht übersetzen dürfen: das Sein und das Nichtsein ꝛc.), sein Gebrauch daher, namentlich in jüngeren und abgeleiteten Sprachen wie in den romanischen, immer mehr zunimmt; andererseits dagegen selbst die Endung der Wörter immer schwächer wird, um den Ausdruck des grammatischen Geschlechts zu tragen, so ist es eine ganz natürliche und nothwendige Folge, daß jener immer mehr und in immer höherem Grade als der Exponent des Geschlechts hervortritt und in der That auch im Stande ist, es noch auf ungewisse Zeiten hinaus zu stützen und zu halten *).

*) Ob der Artikel ein einfacher oder wie in einigen amerikanischen und afrikanischen Sprachen, wo er die fehlenden Casusendungen ersetzen muß, ein mehrfacher sei, und endlich ob er präpositivisch oder postpositivisch oder ein derartig doppelter sei, wie z. B. im Baskischen und Dänischen, ist für die in Rede stehende Erscheinung ohne weiteren Belang.

[33]) Mithridates I. 504, I. 43—46, I. 513 u. 519, I. 101, I. 422, I. 430, I. 284, I. 462, II. 784.
[34]) Mithridates II. 16 u. 17, II. 784.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Verstärkung und Bundesgenossenschaft des grammatischen Geschlechts durch den Artikel hindert jedoch nicht, daß es endlich seinem Schicksal verfällt. Schon haben die romanischen Sprachen das genus neutrum gänzlich aufgegeben, das doch ihrer Stammsprache angehörig ist; schon hat die dänische das Masculinum und Femininum in ein geschlechtlich farbloses Commune zusammengezogen und läßt nur das Neutrum, und auch das nur in kümmerlicher Weise, fortbestehen; und so hat endlich die englische Sprache (bis auf einen kennzeichlichen Unterschied beim Pronomen) den grammatischen Geschlechtsunterschied gänzlich aufgegeben und ist ihr nur noch (wie auch der baskischen) ein geschlechtloser Artikel beim Substantivum übriggeblieben: — welches allmälige Zusammensinken von Grimm [35]) ganz besonders trefflich geschildert ist.

Originale und auf kräftiger Sinnlichkeit ruhende Sprachen, wie die deutsche, werden freilich noch auf undenkliche Zeiten hinaus dem gänzlichen Verfalle des grammatischen Geschlechts Widerstand leisten. Fassen wir aber ins Auge, daß der nach Umfang, Tiefe und Individualität fortschreitende Geist einen immer freieren Gebrauch seines Ausdrucks durch die Sprachmittel bedarf, und dies ein fortgesetztes Herabsetzen und Verschwinden der sinnlichen Form und Bedeutung der einzelnen Sprachelemente als solcher zur nothwendigen Folge hat, so wird es erlaubt sein, als höchst wahrscheinlich zu schließen, daß das grammatische Genus auch aus unserer Sprache dereinst verschwinden wird, wenn sie nämlich fortfährt, wie bisher Träger des fortschreitenden weltgeschichtlichen Geistes zu sein. Unter dieser angenommenen Bedingung aber wird das Verschwinden des gedachten Factors der Sprache nur so vor sich gehen, daß er sich in einer höheren Potenz und Sphäre und in freierer und vollkommenerer Gestalt wiedererzeugt, nämlich in der stilistischen oder rhetorischen.

Denn behalten wir im Auge, daß der ganze Sinn dieser Einrichtung darin lag, den in das Wort eingeschlossenen Gegenstand als einen persönlichen darzustellen und zu verlebendigen, und überschauen wir noch einmal den Gang, den die Sprache dabei verfolgte, wie sie nämlich im natürlichen Geschlechte noch an die unmittelbar gegebene sexuale Verschiedenheit der menschlichen Persönlichkeiten gebunden war, (als welche sie auch die sexual verschiedenen Thiere auffaßte); wie sie im grammatischen Geschlechte von sich aus ein persönlich verschiedenes Geschlecht auch an Sachen und blos gedachte Dinge vertheilte, anfangs von der Bedeutung, dann von der Form der Wörter geleitet; wie aber endlich diese Geschlechtsertheilung, oder (was dasselbe ist) diese Personificirung eine immer generellere, selbst bei ganzen Sätzen und Gedanken angewandte wurde: dann ist es auch nicht schwer zu erkennen und zu sagen, daß, wenn diese Einrichtung der Sprache endlich an ihren einzelnen Elementen (von denen ganze Sätze eben die vollkommensten sind) verschwindet, sie sich in höheren Sprachganzen als solchen wiedererzeugen wird. Dieser Schritt ist nur ein einfacher und durch die nachgewiesenen Vorgänge hinlänglich vermittelter. Denn wenn ich einmal einem ganzen Satze ein grammatisches Genus gebe, oder, was damit identisch ist, ihn, wenn auch noch so allgemein, als etwas Persönliches aufgefaßt wissen

[35]) Grammat. III. 544—49.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

will: wie nahe liegt dann der Schritt, daß ich in diesem Sinne auch einem sprachlichen oder stilistischen oder gattungsmäßigen Ganzen eine geschlechtliche Natur, d. h. also eine Persönlichkeit gebe, respective den darin enthaltenen Gedankencomplex als einen solchen darstelle: — welche Persönlichkeit dann freilich eine höhere, geistigere und nach Inhalt und Umfang eine allgemeinere oder umfassendere ist.

Hiervon hängt aber bekanntermaßen die höhere Wirksamkeit und Vollkommenheit aller sprachlichen, also auch prosaischen Darstellung ab, nämlich von dem Grade, nach welchem es mir gelingt, meinen Gegenstand, sei es nun ein historischer, didaktischer oder oratorischer, als einen persönlichen, d. h. also in allen seinen lebendigen Beziehungen, Wirkungen und Thätigkeiten, unmittelbar vor Augen zu führen.

Wer aber in dem aufgezeigten Gange dieses einen, wie wir sahen logisch nicht einmal nothwendigen Elementes der Sprache, das große Ziel der Menschheit, nämlich das zur Gestaltung einer in sich immer vollkommneren allgemeineren freien Persönlichkeit abgespiegelt findet: — was sollte man ihm vernünftiger Weise dagegen erwidern können?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf